

In der blauen Wildnis



Tagelang an einsamen Küsten vorbeitauchen und allein in Buchten biwakieren: Bernhard Wache ist Seatrekker. Er will eins werden mit der Unterwasserwelt. Martin Theis ist dem Abenteurer in die kroatische Adria gefolgt und an seine Grenzen gestoßen

Fotos: Meiko Herrmann



„Trinkwasser und Essen für vier Tage.“



„Sein Glück wartet da draußen.“



„Kein Mensch weit und breit.“



„Es bleibt nur der Weg nach vorn.“



„Ich bin nicht so der Survival-Typ.“



„Die kleinen Dinge werden großartig.“

Als mich allmählich die Kraft verlässt, bin ich noch lange nicht am Ziel. Ich schwimme gegen die Strömung des Meeres an, entlang einer kroatischen Inselküste. Rechts von mir: blaue Weite bis zum Horizont. Links von mir: löchrige Kalksteinfelsen, die das Meer über die Jahrtausende scharf geschliffen hat. Meine Hände sind schon zerschnitten von den Versuchen, daran im starken Wellengang Rast zu finden. Es bleibt nur der Weg nach vorn. Unter Wasser wiegt das Seegras hin und her, ein beruhigender Rhythmus angesichts meines Kampfes. Um Kraft zu sparen, muss ich die Flossen gleichmäßig durch das Wasser treiben. Bloß nichts durch den Schnorchel schlucken. Keine Panik.

Zwanzig Minuten später erreiche ich den abgelegenen Steinstrand, den wir uns vorher auf der Karte als Ziel gesetzt hatten. Bernhard Wache steht in seinem Neoprenanzug schon dort, die Taucherbrille auf die Stirn geschoben. Hinter ihm wachsen Granatapfel- und Feigenbäume am Fuße steiler Felsen, die diese Bucht vom Land aus unerreichbar machen. Ich krieche ans Ufer, meine Glieder zittern. „Da haben zwei Kilometer schon gereicht, dass Du eine existenzielle Erfahrung machst“, sagt Bernhard lächelnd, mit seinem zarten bayerischen Akzent. Ich schla-

fe vor seinen Füßen ein. Bernhard Wache ist 47 Jahre alt, wirkt aber mindestens zehn Jahre jünger. Das habe der Ozean mit ihm gemacht, sagt er. Sein Element, seine große Sehnsucht, der er folgt, wann immer er kann. Diesmal hat er mich und den Fotografen Meiko Herrmann mitgenommen in seine Welt, zum Seatrekking, wie er es nennt. Bernhard und die weltweit etwa 50 anderen Seatrekker zieht es an die einsamen Küsten dieser Welt, von Thailand bis Teneriffa, wo sie mit Karbonflossen, Neoprenanzug, Taucherbrille und Schnorchel tagelang Dutzende Kilometer zurücklegen und in der Wildnis biwakieren. Auf ihren Trails möchten sie eins werden mit der Unterwasserwelt, die sie mit fließenden Bewegungen durchströmen.

Wir treffen Bernhard einen Tag vor unserem gemeinsamen Aufbruch, im kroatischen Bergdorf Beli, auf der Insel Cres. Er ist ein Alien unter den Touristen aus Deutschland und Österreich, die hier Urlaub von ihrem geregelten Leben machen. Bernhard, der sonst als Künstler in München mit Glas und Licht experimentiert, ist ein Getriebener. Sein Glück wartet da draußen, fernab von Strandbars und Ferienhotels. Es liegt im Meer, das die meisten seiner Artgenossen nur oberflächlich kennen, in 15, 20 Meter Tiefe

vielleicht – in dem Gefühl, schwerelos durch die Unendlichkeit zu gleiten. Dieses Glück, sagt er, lässt sich nicht mit einer Kreditkarte kaufen. Bernhard ist besessen vom Ozean.

Er selbst hat die Bewegung des Seatrekking mit Anfang zwanzig für sich gefunden und seitdem weiterentwickelt. Seine Inspiration waren die anderen wasserliebenden Säuger wie Otter, Robben und Delfine. Er wollte die üblichen Routinen durchbrechen, mit denen sich der Mensch im Meer bewegt: Entweder horizontal, beim Schwimmen oder Kajakfahren – oder vertikal, beim Apnoe- oder Tiefseetauchen. Seatrekking ist die Verbindung von Weite und Tiefe, von Schnorcheln, Freitauchen und Streckemachen unter der Wasseroberfläche. Bernhard streckt im Wasser die Arme nach vorn, die Hände dabei flach aufeinandergelegt, und vollführt mit dem Körper eine Wellenbewegung von den Fingerspitzen bis zum Flossenende.

Auf einer Karte erklärt uns Bernhard die Route für unseren Trip abseits der Zivilisation. Dann packen wir die Ausrüstung, Trinkwasser und Essen für vier Tage in die riesigen Rucksäcke, die er selbst entwickelt hat. Sie sind wasser- und luftdicht, außerdem aufblasbar, damit wir sie später im Wasser an elastischen Seilen



ANDREAS CHUDOWSKI

FR7-Autor Martin Theis hat bei der Unterwasserrecherche für seine Reportage vor Kroatiens Küste ganz neue Dimensionen des Meeres kennengelernt. Er war trotzdem ziemlich froh, als er wieder festen Boden unter den Füßen hatte.



WERNER SCHÜRING

Fotograf Meiko Herrmann reist für Fotoreportagen um die ganze Welt. In seiner international renommierten Arbeit stellt er die Menschen in den Mittelpunkt. Sie wurde mehrfach ausgezeichnet, unter anderem mit dem World Press Photo Award. www.meikohermann.com

hinter uns herziehen können. Wenn sie schwimmen, bemerkt man die 25 Kilo kaum. Doch wir müssen sie erst mal sechs, sieben Kilometer durch die zerklüftete kroatische Felslandschaft schleppen, aus der sich trockene Büsche und knorrige Bäume trotzig erheben. „Wenn Du dich in der freien Natur bewegst, musst Du immer auch etwas geben“, sagt Bernhard. „Sonst macht sie dich fertig.“ Es duftet nach wilden Kräutern, nach Salbei, Lavendel und Thymian. Wir wandern auf den alten Bergpfaden der Schäfer, die ihre Tiere einst hier entlangtrieben. Kein Mensch weit und breit, nur manches zotelige Schaf streift einsam durch die Wälder. Im Sonnenuntergang erreichen wir einen Strand.

Eine Gruppe betrunken palavern der Österreicher, die mit einem Luxusmietboot in der Bucht ankern und jetzt zwanzig Meter von uns entfernt grob fahrlässig ein Lagerfeuer anzünden, stört eigentlich kaum. Wir sind ohnehin in verschiedenen Welten unterwegs. Denn was praktisch sofort passiert, wenn Du nur das Nötigste mitgenommen hast und nass geschwitz und ausgepopt am Strand ankommst, nach einem dreieinhalbstündigen Hitzemarsch: die

kleinen Dinge werden großartig. Das eine und einzige lauwarmer Bier, das wir jetzt teilen; das über dem Kocher zusammengeführte Porridge mit Honig, Rosinen und Nüssen; die salzige Brise vom Meer her und Millionen Sterne am Himmel. Das alles, so unser aufrichtiges, gemeinsames Gefühl in dem Moment, ist – völlig klar – der absolute Wahnsinn.

Mit der Morgensonne erwachen die Zikaden, ihr lärmendes Zirpen ist der Soundtrack der Insel Cres. Als ich um 6.43 Uhr auf meiner Luftmatratze in den Himmel blinzele, köchelt neben mir schon ein Blechpott mit Kaffee. Bernhard sitzt daneben, mit einer zierlichen Espresso- und Blümchenkeramik, die nicht recht zur ansonsten funktionalen Outdoorausrüstung passt. „Ich bin nicht so der Survival-Typ, der unbedingt versuchen muss, nur mit einem Messer in der Wildnis zu überleben“, sagt er vergnügt. „Aber nur mit einem Messer und so einer Tasse, das könnte ich mir vorstellen.“ Dann schaut er wieder ins Blaue, als sei er in Gedanken schon irgendwo dort draußen unterwegs.

Der Mensch ist im Meer ja erst einmal ein ziemlicher Depp, in Grazie und Überlebenskompetenz so ziemlich allem unterlegen, was da sonst noch so schwimmt. Die intuitive Bewegung im Ozean haben wir verlernt, zu lange ist es her, dass unse-

re urzeitlichen Vorfahren an Land krochen, um es sich einige evolutionäre Quantensprünge später untertan zu machen. Die fließende Bewegung, mit der Bernhard Strecke macht, erfordert eine Menge Übung. Wir sind dabei anfangs so unbeholfen wie Neuntklassler bei der ersten Tanzstunde.

Doch der Meeresmensch übt mit Meiko und mir geduldig in der Bucht. Wir lernen, in der Vorwärtsbewegung abzutauchen, die Nase zuzuhalten und mit geschlossenem Mund Luft von innen in die Ohren zu pressen, um den Wasserdruck ausgleichen. Weil wir in den Neoprenanzügen sonst oben schwimmen würden wie Korken, tragen wir kleine Trinkkrucksäcke auf dem Rücken, wie sie Marathonläufer benutzen, allerdings gefüllt mit Steinchen vom Strand.

Seit ich mit zwölf Jahren mal fast im Atlantik ersoffen wäre, weil ich nicht mehr gegen die Strömung ankam, reicht mir seichtes Planschen, um mich eins mit dem Meer zu fühlen. Bernhard aber erweitert im blauen Raum stetig seine Grenzen, seit sein Vater ihn als Knirps ins Salzwasser schob. Auf der italienischen Insel Elba büxte er mit drei Jahren aus, um am Strand Krebse zu jagen, und kehrte erst nach Sonnenuntergang zurück zum Campingplatz, wo ihn alle panisch suchten.



„Der absolute Wahnsinn.“



„Meine Glieder zittern.“



„Bloß nichts durch den Schnorchel schlucken.“

Seatrekking verbindet Weite und Tiefe, Schnorcheln, Freitauchen und Streckemachen unter Wasser



„Wenn Du dich in freier Natur bewegst, musst Du immer auch etwas geben.“



„Im Reich der Taschenkrebse.“



„Schon ein bisschen leer gefischt.“



„Seatrekking kann nicht zum Breitensport werden.“

Dort schwamm er später als Heranwachsender kilometerweit auf seiner Luftmatratze. Dort entdeckte er irgendwann für sich selbst den Druckausgleich und übte dann den ganzen Tag Freitauchen in der Bucht. Er merkte bald, dass das Meer die Kraft hat, Raum und Zeit vergessen zu machen.

Das kroatische Meer ist schon ein bisschen leer gefischt, was der meditativen Wirkung aber keinen Abbruch tut. Da unten, bei den Korallen und Seeigeln, bei den Seegurken und dem sanft sich wiegenden Seegras, zwischen gelegentlich dann doch vorbeihuschenden Schwärmen silberner Minifische, im Reich der Taschenkrebse und Rippenquallen, scheint es schon unvorstellbar, dass man da oben bald wieder irgendwelche Termine hat. Hier unten spielt all das, was da oben so selbstverständlich das Leben bestimmt, schlicht keine Rolle. Dieser blaue Werbin-ich-eigentlich-wirklich-Raum ist dann auch noch schier endlos, viel größer zumindest als der persönliche Radius oben, der einen aber seltsamerweise doch so stressen kann, als sei er die einzige verfügbare Wirklichkeit.

Bernhard, der das alles natürlich schon viel länger weiß, ist zurück in seinem Element. Er durchfließt das Meer, kommt meist nur für einen einzigen Luft-

zug nach oben, taucht dann wieder ein und macht das fünf, zehn Minuten lang. Immer wieder kommt er bei mir vorbei und checkt, ob alles okay ist. Dann schwebt er wieder im blauen Raum auf 15 Metern Tiefe, oder sinkt hinab auf den Meeresgrund und geht in die Knie wie zum Gebet. Manchmal könne er da unten alles loslassen, hatte Bernhard mir an Land erzählt, ein heilsamer Weg der Selbstaufgabe sei das, brutale Freiheit.

So nötig viele Menschen eine solche Erfahrung womöglich hätten und so gerne Bernhard sie jedem vermittelt, der sie sucht: Seatrekking kann nicht zum Breitensport werden, das Wachstumspotenzial ist natürlich begrenzt. Zum einen wollen Bernhard und seine kleine Community möglichst keine Spuren in der Natur hinterlassen. Zum anderen muss man sich mit der Materie beschäftigen und kann sich nicht einfach blindlings ins Abenteuer stürzen.

Ein Seatrekking-Trip durch die Unterwasserwelt, mit Biwakieren in der Natur gerät eben doch fast immer zu einer existenziellen körperlichen und psychischen Herausforderung – wie ich selbst auf den letzten Metern unserer ersten Etappe merke. Als ich nach dem Endspurt im Meer

am Steinstrand liege und langsam wieder zu mir komme, hat Bernhard schon eine Plane gespannt, unter der wir Schutz vor dem aufziehenden Regen finden. Über uns türmen sich Wolken. Meine Erschöpfung weicht allmählich der Euphorie, es geschafft zu haben – und einem übermächtigen Hungergefühl.

Er habe einen Traum, erzählt uns Bernhard später bei einem Teller Spaghetti: einen gigantischen Trail, sein persönlicher Mount Everest. Über den Tiefseegräben zehn Kilometer vor der sri-lankischen Hafenstadt Trincomalee versammeln sich einmal im Jahr die Meeressäuger – Blauwale, Pottwale und Gruppen von Hunderten Spinnerdelfinen.

Mit einem befreundeten Freitauchprofi will er dort hingelangen, drei Tage und zwei Nächte über das offene Meer und nachts abwechselnd schlafen auf einer speziellen, leichten Luftmatte. Sie suchen dafür gerade Sponsoren. „Ich möchte zu den Bewohnern der blauen Wildnis und mit ihnen Zeit verbringen“, sagt er. „Dort, wo sich die Kräfte des Meeres bündeln.“

Dann nimmt Bernhard seine Matte und geht durch den Regen bis zum Wasser. Er wirft sie hinein und setzt sich im Schneidersitz darauf. Es donnert. Mit geschlossenen Augen treibt er hinaus aufs Meer.

Dann schwebt er im blauen Raum, sinkt hinab auf den Grund und geht in die Knie wie zum Gebet



„Über uns türmen sich Wolken.“



„Keine Spuren in der Natur hinterlassen.“



„Brutale Freiheit.“

Da unten bei Korallen und Seeigeln scheint es unvorstellbar, dass man da oben bald schon wieder Termine hat



„Das ultramarinste Ultramarin.“

IMAGO IMAGES, AUTORENBILD: PRIVAT

Das Blaue vom Himmel

Wäre der Künstler Yves Klein eigentlich auch mit Braun berühmt geworden?

Von Sandra Danicke

Im Jahr 1946, als er 18 Jahre alt war, lag Yves Klein am Strand von Nizza und schaute in den Himmel. „Toll, dieses Blau“, muss er gedacht haben – und erklärte den Himmel zu seinem ersten und größten monochromen Bild. Wie dreist muss einer sein, der den Himmel signiert, wenn auch nur symbolisch? „An diesem Tag“, erklärt er später, „begann ich die Vögel zu hassen, weil sie an meinem blauen, wolkenlosen Himmel hin und her flogen und versuchten, Löcher in mein größtes und schönstes Kunstwerk zu bohren.“

Drei Jahre später stand Klein in der Basilika von Assisi und war fasziniert: Vor allem das Blau in den Fresken von Giotto oder Cimabue begeisterte ihn. Kurz darauf

signierte er wieder Bilder, diesmal hatte er sie allerdings selbst angefertigt. Auch sie waren blau, sehr blau. Aber irgendwie nicht blau genug. Klein wollte das ultramarinste Ultramarin finden. Zusammen mit einem Apotheker und Chemikern in Paris experimentierte er und entdeckte schließlich ein Bindemittel auf Kunstharzbasis, das Leuchtkraft und Körnigkeit genau so zur Geltung kommen lässt, wie er es sich vorstellte. Seine Erfindung taufte er selbstbewusst „International Klein Blau“, kurz: I.K.B., und ließ sie patentieren. Die Wirkung dieser Farbe ist überwältigend. Klein selbst hat es einmal so beschrieben: „Zuerst gibt es ein Nichts, dann ein tiefes Nichts und schließlich eine blaue Tiefe.“



FR7-Autorin Sandra Danicke kann der Farbe Blau viel abgewinnen – außer Schlumpfs. Dann lieber Zitrone.

Der Pariser „Salon des Réalités Nouvelles“ konnte dem Blau damals allerdings nichts abgewinnen. Klein sollte wenigstens eine zweite Farbe, einen Punkt oder eine Linie hinzufügen, fanden die Kunstexperten und lehnten seine Bilder rundweg ab. Der Künstler wurde trotzdem berühmt.

Ob ihm das auch mit Braun gelungen wäre? Sicher, bei Blau denkt man an den Himmel, das Universum, Unendlichkeit, Tiefe. Aber auch Braun steckt ja voller positiver Assoziationen. Mit Braun hätte Klein der Erde gehuldigt, dem Baumstamm, dem Fell der meisten Tiere. Braun ist die Kokosnuss, der Strandurlauber und sein Cappuccino. Braun sind die Grillstreifen und das Echtholzparkett. Braune Möbel suggerieren Wärme und Stabilität. Zugegeben: Man hat bei Braun auch immer ein paar negative Assoziationen: ja, genau, Scheiße und Nazis. Aber blaue Flecken sind schließlich auch nicht schön.

Und wie wäre es erst mit Schwarz gewesen? Das schwärzeste Schwarz mit dem Namen Vantablack gehört inzwischen dem britischen Künstler Anish Kapoor. Zumindest hat er sich das künstlerische Nutzungsrecht auf die spezielle, im Labor hergestellte Substanz gesichert, die eigentlich als Tarnfarbe fürs Militär konzipiert wurde. Für ein Heidengeld, wie man hört.

Kollegen finden das unfair. Gehören Farben denn nicht eigentlich allen? Von wegen! Als eine Keksfabrik mal einer Gebäckmischung eine lila Verpackung verpasste, zog der Konzern, der Milka besitzt und sich die Rechte an der Farbe gesichert hatte, vor Gericht. Erfolgreich. Auch die Telekom darf ihr Pink alleine nutzen, das gleiche gilt für die Marke Nivea, die ihr spezielles Blau keinem anderen gönnt, und die Sparkasse, die ihr Rot für sich behalten will.

Aber was heißt schon Rot? Der Künstler und Farbtheoretiker Josef Albers hat es mal so formuliert: „Wenn jemand ‚Rot‘ sagt (als Bezeichnung einer Farbe) und wenn 50 Personen zuhören, darf man erwarten, dass 50 verschiedene Rot in ihrem Bewusstsein auftauchen. Man darf sicher sein, dass all diese Rot verschieden sind. Selbst wenn eine bestimmte Farbe spezifiziert wird, eine Farbe, die alle Zuhörer unzählige Male gesehen haben, wie zum Beispiel das überall gleichbleibende Rot des Coca-Cola-Zeichens, werden sie immer noch an verschiedene Rot denken. Selbst wenn alle Zuhörer Hunderte von Rottönen vor sich hätten, um daraus das Coca-Cola-Rot auszusondern, so würden sie wiederum ganz verschiedene Farben wählen.“ Es sei, so Albers, „schwer, wenn nicht unmöglich, sich an bestimmte Farben zu erinnern“.

Man muss also immer wieder ins Museum gehen, um herauszufinden, was am I.K.B. denn nun eigentlich so toll ist. Genauso wie man immer wieder in den Himmel schauen muss, um sich daran zu erinnern, dass eine blaue Fläche einen Menschen grundlos glücklich machen kann.